

1.

Nach der Thronbesteigung der Königin Elisabeth im Jahre 1558 kam für England eine bessere und fröhlichere Zeit. Die Königin beschützte und förderte eifrig Kunst und Wissenschaft und fand selbst viel Wohlgefallen an Lustbarkeiten aller Art, und so kamen auch die Weltrennen, die unter der intransigenten Regierung Heinrichs des Achten und der seiner Nachfolgerin, der grausamen Maria, ziemlich in Vergessenheit gerathen war, jetzt wieder in Aufnahme.

Die Rennen wurden damals in der Nähe von London bei St. Theobalds abgehalten, wo Lord Walsingham, der ausgezeichnete Staatsmann und Minister der Königin, ein Schloß mit prächtigen Gartenanlagen besaß. Dort befand sich ein großes ebenes, zum Rennplatz vorzüglich geeignetes Feld. Eigentliche zum fünfzigjährigen Jubeljahr man noch nicht, die Kavaliere des Hofes, die Edelleute und andere Theilnehmer am Rennsport ritten ihre Pferde selbst; das war Ehrensache. Als bester Reiter galt der junge Lord Archibald Godolphin; freilich wurde auch behauptet, daß sein herrlicherer Knappe das beste Rennpferd Englands sei. Alle Sachkundigen waren jedoch der Meinung, doch nicht seine Braut, die reizende Eveline Churchill, ein Schloß der Königin.

Sie erklärte ihrem Bräutigam eines Tages: „Mein Schimmel ist viel besser, als dein Knappe, und ich kann besser und schneller reiten als du.“

Die jungen Edelmannen waren damals in der That gewandte und kluge Reiterinnen. Und das hatte seinen guten Grund. Damals war nämlich das Fahren in Kutschen noch wenig gebräuchlich, denn die damaligen Wagen waren schwerfällige Karren, ohne elastische Federn oder sonstige Vorrichtungen zum Abkämpfen der heftigen Stöße auf den schlechten holperigen Wegen. Solcher Tortur zogen die Damen, vorzüglich die jungen, es entschieden vor, ihre Reiten und ihre kürzeren oder längeren Ausflüge zu Pferde zu unternehmen. Es war wirklich ein schöner Anblick, die anmutigen Amazonen auf den Landstraßen umhergaloppieren zu sehen.

So wie Lord Archibald Godolphin als bester Reiter, konnte Lady Eveline Churchill als beste Reiterin gelten. Die Begegnung der jungen, ohnehin etwas excentrisch veranlagten Dame erschien also gar nicht allzu ansehend.

Ihr Verlobter freilich lachte darüber; er verachtete ihr den thörichten Gedanken auszuweichen, doch sie beharrte immer eigenfinniger bei ihrer Meinung und sagte endlich schmeichelnd: „Du glaubst mir nicht? Wohl, so soll es vor aller Welt öffentlich entschieden werden bei dem nächsten Rennen zu St. Theobalds. Die Königin will selbst dabei zugegen sein; das weiß ich. Ich will mit dir um die Wette reiten, und zwar als Kavaliere gekleidet, auf meinem Schimmel.“

„Wahrhaftig ein reizender Einfall!“ rief Archibald lachend.

„Um was sollen wir wetten?“

„Um was du willst.“

„Also um ein Paar Handschuhe.“

„Es sei. Und einen Kuß oben-drein.“

„Auch gut!“

So war's denn abgemacht. Rath wurde es bei Hofe und auch in weiteren vornehmen Kreisen bekannt; überall sprach man davon. Auch die Königin Elisabeth interessirte sich sehr dafür. Aus ihrer Privatstube ließ sie einen schönen, reichverzierten goldenen Becher holen, den sie zum Ehrenpreis bestimmte für die Siegerin oder für den Sieger.

Am Tage des Rennens waren die Schranken des großen Rennplatzes bei St. Theobalds von mehr Reuzgeringen umlagert, als jemals zuvor. Auf einem prächtig geschmückten, mit purpurnem Baldachin überdeckten Triebwagen wehte die Königin mit ihren Hofdamen; auf anderen Tribünen befanden sich die Vornehmen des Landes. Außerdem rings herum ein Gedränge von Leuten aller Art.

Archibald Godolphin erschien auf seinem Knappe, Eveline Churchill, als Kavaliere gekleidet, auf ihrem Schimmel. Das Signal wurde gegeben, und die Beiden sprangen im schönsten Galopp neben einander dahin, die Bahn entlang, sie allerdings ansetzend ebenso gewandt und sicher im Sattel wie er. Fünfmal sollte die Bahn umlaufen werden.

Während der ersten drei Runden hielten sie sich dicht zusammen, weder er noch sie kam voraus. Gegen das Ende der fünften und letzten Runde aber blieb er sichtlich etwas zurück, so daß sie zuletzt mit einer kräftigen Anstrengung ihres Schimmels als Erste durch's Ziel kam.

Zubelebendes Weisheitsgeschrei erscholl ringsum und auf den Tribünen. Die schöne Siegerin, strahlend vor Glück und im Gefühle ihres Triumphes, empfing von der Königin den Sieges- und Ehrenpreis. Ihre erhabene und gelehrte Majestät meinte dann noch lachend, und mythologisch-haflisch angehaucht, wie sie solche Ausdrucksweise liebte und häufig anzuwenden pflegte: „Wie einst vor weitläufigen Jahren im alten Brienland bei dem Feste der Diana die bellische Jungfrau den bellischen Jüngling im Wettlauf besiegt hat, so hat hier diesmal eine englische Amazone den englischen Ritter im Weltrennen überunden.“ Das ist ein solches und eioig bedeutungsvolles Ereigniß für die gesamte englische Weiblichkeit!“

Darauf erhielt Eveline von ihrem Verlobten den von ihr gewonnenen Wettpreis, ein Paar zierliche Handschuhe, und nachher, als sie traulich und angezogen unter der Augen besonnen waren, auch den vereinten Kuß.

„Nun, siehst du wohl, ich hatte doch recht!“ rief sie frohlockend.

„Ja, das muß ich zugeben,“ sagte er lächelnd.

„Ich kann also besser reiten als du.“

„Du hast es gloriose bewiesen.“

„Und mein Schimmel ist besser als dein Knappe.“

„Auch das bestreite ich nicht mehr.“

2.

Einige Tage darauf befand sich Godolphin in Gesellschaft mehrerer vertrauter Freunde in einem Weinhause, und Alle waren sehr heiter gestimmt. Man redete ihm ein wenig: „Wie konntest du, der beste Reiter Englands, besiegt werden von einer jungen Dame? Das ist ja zum Lachen! Unmöglich ist's mit rechten Dingen zugegangen. Gesehe, Archibald, du hast dich absichtlich von deiner Holden überholen lassen!“

„Nun ja, selbstverständlich!“ rief der junge Edelmann. „Das zu ertragen, dazu gehört wirklich nicht viel Weisheit. Ich wollte meiner geliebten Eveline die Freude des Sieges gönnen.“

„Bravo, edler Liebesritter! Ganz cavalliermäßig ist das. Man muß doch loben und preisen als neuen Amadis, als Perle der Ritterschaft!“

Bald nachher ging die Gesellschaft auseinander. Lord Godolphin empfand ein gewisses Mißbehagen; er bereute halb und halb, daß er seinen guten Freunden solch vertrauliches Gespräch gemacht hatte.

Und dazu hatte er auch alle Ursache, denn als er einige Tage nachher wieder einmal seine Braut besuchte, empfing sie ihn sehr kühl und zurückhaltend mit den Worten: „Weißt du, was jetzt überall, bei Hofe und in der Stadt, über dich und mich geflüstert und geschwatzt wird?“

„Was meinst du, Eveline?“ fragte er, von einer schlimmen Ahnung übergriffen. „Was wird geschwatzt über uns? Da bin ich doch einigermaßen neugierig.“

„Lady Grey hat es mir mitgetheilt; sie ist ja meine allerbeste Freundin. Sie hat es erfahren von der Gräfin Lansdowne, die es hörte von Lady Perkins, welche es vernahm von Lady Nottingham, der es zugetragen wurde von der Gräfin Pembroke, der wieder Lady Wallingford es anvertraute.“

„Wahrhaftig, eine allerliebste Gutslande von spitzigen Damenzungen!“

„D, es ist abscheulich!“ rief Eveline, von ihrem Sessel aufspringend.

„Lady Wallingford erfuhr es von ihrem Bruder, der ja dein guter Freund ist.“

„Das ist er,“ sagte Archibald. Und leise murmelte er: „Hol ihn der Teufel! Ich durchschaue den Zusammenheng. Wallingford muß die Sache ausgeschwatzt haben. Er war ja mit in jener Gesellschaft.“

Mit einer tragischen Gebärde fuhr Eveline fort: „Der hohe Ruhm, der ich mir auf der Rennbahn bei St. Theobalds errang, wird angezweifelt, wird mir bestritten. Es wird behauptet, du hättest dich absichtlich von mir überholen lassen. Du sollst es gesagt haben in Lord Wallingford's und anderer Cavaliere Beisein.“

„Achte doch nicht auf solches Geschwätz, meine Liebe!“

„Doch! Es muß sogar gründlich untersucht werden!“

„Warum?“

„Weil ich an die Rechtmäßigkeit meines erworbenen Ruhmes alaube und diesen Ruhm nicht einbüßen will. Jetzt betenne auf den Edelmannswort die Wahrheit: Hast du wirklich vor etlichen Tagen derlei verlauten lassen?“

„Wenn du mich so fragst, muß ich freilich die Wahrheit bekennen,“ antwortete Archibald mit etwas unwilliger Stimme, denn ihm würde schmeißen zu Mithe. „Ja, geliebte Eveline, ich habe das allerdings gesagt.“

„Aus Galanterie, aus Liebe hättest du so gehandelt?“

„Ganz richtig! Und es wurde als höchst edel und ritterlich gelobt und gepriesen.“

„Das würde es auch sein, wenn es wahr wäre, denn solchenfalls würde es in der That ein Beweis deiner Liebe sein, über den ich hoch erfreut und entzückt sein müßte.“

„Dann ist ja Alles gut!“, rief aufathmend der junge Lord.

„Nein!“ widersprach sie mit energischem Kopfschütteln. „Es ist nicht gut. Denn wenn es falsch wäre, was du gesagt, dann wäre es die allergrößte Schmach für dich, mit meinem wohlverdienten Ruhm zu vernichten.“

„Ich wiederhole, es ist wahr.“

„Das mußst du erst noch beweisen.“

„In vier Wochen findet abermals ein großes Rennen bei St. Theobalds statt, dann wollen wir Beide wieder um die Wette reiten. Und dann ist mir nichts wichtiger, so bist du mein einziger Geklebter.“

„So höre ich dich gerne sprechen.“

„Kannst du es aber nicht, dann bist du ein Lügner, und ich muß dich verachten.“

„D, o!“ rief er mit einer Gebärde tömlicher Verzweiflung.

„Weißt du zurück?“ fragte sie.

„Nein! Gerne bin ich bereit zu dem Wettstreit, den du verlangst. Und nun laß uns wieder gut sein miteinander, in Seiterkeit und Frieden, bis zum Tage der Entscheidung!“

Als der junge Edelmann wieder mit seinen Freunden zusammentraf, machte er dem schwärzhaften Lord Wallingford heftige Vorwürfe. We-nigstens wäre es zu einer Herausforderung gekommen. Doch glücklicherweise trat noch rechtzeitig die andere Herren vermittelnd ein und befängeltigten die erregten Gemüther, so daß die beiden jungen Lords sich versöhnten.

Bald wurde es überall bekannt, daß kein nächstes Rennen die kluge Reiterin Lady Eveline Churchill mit ihrem Bräutigam wieder um die Palme des Sieges streiten wolle, und auch der Grund, weshalb dies geschehen würde, wodurch begreiflicherweise das Interesse des vornehmen Publikums, besonders der Damen, noch bedeutend gesteigert wurde.

Ein schöner sonniger Augusttag war's, an welchem das neue Rennen zu St. Theobalds stattfand. Das Signal wurde gegeben, und sie ritten ab.

Während der ersten drei Runden hielten sie sich abermals dicht aneinander; dann aber, bei der vierten, blieb Archibald etwas zurück. Schon glaubte man allgemein, daß die junge Lady wieder als Siegerin aus dem Wettstreit hervorgehen würde, und man jubelte ihr bereits im Voraus lörmelnden Beifall zu. Wie sprengte sie aber auch müthig dahin mit fliegenden Locken, gerötheten Wangen und blitzenden Augen!

Nun war nur noch die fünfte und letzte Runde zu durchlaufen.

Da vernahm sie plötzlich hinter sich den rasenden Galopp des Knappen. In ihr vorbei kam wie ein Pfeil Archibald, und mit reichlich fünfzehn Pferdelängen Vorsprung gelangte er als Erster durch's Ziel.

Beide saßen von den schäumenden Pferden ab. Er schöpft; sank sie in seine Arme.

„Entsetzt bin ich, du hast mich besiegt,“ flüsterte sie. „Ja, du hättest also doch recht: du kannst besser reiten als ich, und dein Knappe ist besser und schneller als mein Schimmel. Mein einziger geliebter Archibald, es ist also keine Falschheit in dir — das ist mein Trost! So nimm mich denn nun hin mit meinem Schimmel, mit dem goldenen Ehrenbecher der Königin, und mit allem, was ich sonst noch besitze!“

Der beste Reiter Englands vernahmte sich bald darauf mit der schönsten Reiterin. Von der ihnen huldvoll gestimmten Königin erhielt sie ein kostbares Hochzeitsgeschenk. Fortan betheiligte sich Eveline nicht mehr an den öffentlichen Rennen, desto mehr aber Archibald, der noch manchen Siegespreis mit seinem schnellen Knappe gewann.

Außer zu St. Theobalds wurden bald nachher auch noch Rennen veranstaltet bei Garterley in Northshire und bei Crondon in Surrey.

Der von uns erzählte Vorfall gab die Veranlassung, daß fortan die Königin Elisabeth alljährlich für das große Hauptrennen zu St. Theobalds einen goldenen Becher als Ehrenpreis stiftete. Dasselbe thaten später auch ihre Nachfolger Jakob der Erste und Karl der Erste, letzterer jedoch nur während der ersten Zeit seiner unglücklichen Regierung. Als die Unruhen ausbrachen, welche ihm schließlich Thron und Leben kosteten, kamen die Rennen wieder in Abnahme, und zur Zeit des Puritanerthums, unter Oliver Cromwells Herrschaft, schienen sie fast gänzlich aufgehört zu haben.

Aber als dann Karl der Zweite auf den Thron kam, begannen unter diesem lustigen König sofort die Vergnügungen aller Art wieder, besonders auch das Weltrennen. Auch Karl der Zweite stiftete alljährlich einen goldenen Becher als Ehrenpreis für den Hauptieger. Die alten, von uns genannten Rennplätze wurden in späterer Zeit aufgegeben; man wählte andere und größere zu Epson, Derby und Newmarket.

Das Entscheidende.

Skizze von M. Schibert.

„Was sich Therese von diesem Einfall verspricht, begreife ich nicht!“ sagte schmeißen ein hübsches Fräulein, dessen zu der schönen Eugenie von Aufseher. „Ich für mein Theil bedachte mich bestens darüber, vielleicht einen alten, morosen Geheimgeläch zum Tisch-nachbarn zu bekommen.“

„Weißt du nicht, was „corriger la fortune“ heißt?“ lächelte Eugenie.

„Lauf und sieh Dir schnell an, wo Dein Platz ist und dann tanzt Du ja im Nothfalle immer noch ein kleines Tischenspieler-Kunststückchen mit den Tischkarten machen. Aber es ist gar nicht mehr nöthig, denn da kommt Dein Vetter Karl, der das offenbar schon befohlen hat!“

Als dann das junge Paar eifrig redend seinem Souperplätzle zusuchte, stand das Fräulein von Aufseher, das Therese, die lebenswichtige Frau, ganz recht gehabt hatte mit ihrer heiteren kleinen Rede von vornhin: sie wollte alles Eignen vermeiden und den Zufall die Tischordnung bestimmen lassen. Woblo, das vierjährige Schändchen, habe die Karten gelegt, in dem er auf's Geratheweg bald ein

Herrens-, halb eine Damenkarte aus den zwei Päckchen in Mamas Händen gewählt habe — man möge sich nun mit seinem Schicksale abfinden!“

Wie klug dieser spitzbüßige Einfall allerlei kleinlichen Mangeltreuen und Empfindlichkeiten die Spitze abbrach und wie er einen fröhlicheren Zug in die Gesellschaft brachte, die sich so oft, ja zu oft, bald da, bald dort verneigt sah! Denn selbst in der Großstadt bildet doch jede Gesellschaftsklasse wieder einen Kreis für sich, in dem man schließlich ebenso beobachtet wird, wie in der flathschüchternsten Kleinstadt.

Da nahie Baron Kornar Eugenien's gewöhnlicher Soupernachbar und eifrigster Verehrer — sollte auch er vielleicht wie der verliebte Vetter Karl ein kleines „Changement de Place“ vorhaben? Nein — dem wollte Eugenie zuvorkommen! Mit einer geschickten Seitenwendung schob sie sich in den Strom der zum Speisefaal Drängenden und schlüpfte dann eilig von Tisch zu Tisch, um ihren Platz zu finden. Da — endlich fand sie ihn. Per Platz daneben war noch leer und der Zufall hatte ihr einen Herrn Barnewell als Nachbarn bestimmt. Zum Glück also ein Fremder für sie, wenn sie auch seinen Namen als den eines der besten Zeichner des hervorragenden Bismarck's des Hauptstadts schon lange kannte.

Da kam er auch schon! Er sah elegant aus wie die Salonladyen, die er mit Vorliebe zeichnete und hatte ein feines, durchgepolirtes Gesicht mit scharf beobachtenden Augen — sehr sympathisch, wie Eugenie schon beim ersten Sehen bei sich feststellte. Und dieser Erste Eindruck vertiefte sich im Laufe des Abends. Eugenie hatte in einem Anfälle von Liebermuth ihre Tischkarte in die Tasche gesteckt, als sich Barnewell vorstellte, und sagte: „There'sens Einfall hätte noch hübscher werden können, wenn wir ganz in-tognito geblieben wären! Lassen Sie's also wenigstens mich für die Dauer dieses Soupers bleiben — ja? Ihren Namen kennt dafür alle Welt!“

„Ich verdanke diesen Vorzug wirklich nur dem Renomme der Zeitung, für die ich arbeiten darf, und bedauere oft, daß manche trefflichen Kollegen diesen Vortheil nicht haben!“ sagte Barnewell bescheiden. „Ein solches Blatt kommt in tausend Hände und macht immer wieder neue Bekannte für die Zeichner, die einen guten Einfall zu illustriren haben. Und das Beste daran, die Idee, ist oft nicht einmal unser Verdienst.“

„Und wer liefert diese Ideen?“ fragte Eugenie.

„Oh, wirklich „alle Welt.“ W-wie, ob nicht auch schon Sie daran mitgearbeitet haben? Ein heiterer Einfall, ein Scherz von Ihnen braucht nur von dem Nächstigen belauscht worden zu sein, um uns ohne Gnade überliefert zu werden. Ja, man dient auch uns Zeichnern öfters zum Modell, als man gemeinlich ahnt. Das ist das angenehme Vorrecht, das wir auf jeden Menschen haben: er gehört uns, wenn wir nur wollen.“ — Er sagte das so drollig, daß Eugenie lachen mußte. Dann aber sagte sie ganz ernst: „Wie muß dieses fortwährende Durchforschen der verschiedensten Psychognomien Ihre Menschenkenntnis schärfen! Fast könnte man sich vor Ihnen fürchten, wenn man etwas zu verbergen hätte.“

„Nun, so schlimm ist es wirklich nicht, wenn wir uns auch einen gewissen Scharfblick im Tariren der Menschen aneignen!“

„Gut, so „tariren“ Sie mich!“ sagte Eugenie übermüthig. „Aber Sie müßten Ihr Urtheil im vollsten Ernste und nicht mit ein paar Phrasen abgeben!“

„Und das muß ich jetzt schon thun? Nicht erst am Ende des Soupers, wo wir unsere Gesprächs gewisse Aufschlüsse gegeben, wo ich Sie wenigstens einige Zeit beobachtet hätte?“ — „Sei's drum! Ich werde mich aber hüten, Ihnen irgend etwas von meinem Leben zu verrathen, damit Sie es recht schwer haben, mich zu tariren!“ —

„Oh, mir ist gar nicht bange, denn ihr Innenleben kann eine geistvolle Frau doch nicht so verbergen, daß man nicht auch Schlüsse auf ihre äußeren Verhältnisse ziehen könnte!“

So gut hätte sich Eugenie schon lange Zeit nicht unterhalten, als an diesem Abend, während des schiefer endlosen Soupers. Sie durchkreuzte jeden Versuch Barnewell's, sie ein wenig auszuforschen, auf das geschickteste und freute sich heimlich an seinem Eifer und an seinem sichtlich wachsenden Interesse. Endlich beim Nachschick, als sie gerade ein Bißchen unter ihren Mandeln gefunden hatte, sagte Eugenie lächelnd: „Jetzt ist der große Moment gekommen! Nehmen Sie eine der Mandeln und tariren Sie mich! Erathen Sie mich ganz, so bin ich Ihnen ein Bißchen schuldig — erathen Sie mich aber nicht, so müssen Sie mir eins schenken!“

Sie hielt ihm die Kerne aus ihrer schönen, schlanken Hand hin und er blickte lange und gedankenvoll auf Eugenie, ehe er mit leiser Verklärung den Mandel von der feinen Handfläche nahm — ein Souper hob dabei seine Brust. Dann sagte der Maler mit unsicherer Stimme: „Die Partie ist sehr ungleich: ich muß mich Ihnen auf Gnade und Unnade ausliefern und Sie riskieren dabei nicht viel mehr als ein Lächeln — noch dazu ein Lächeln über mich!“

„Oh, nicht so tragisch!“ scherzte Eugenie. „Ich riskiere ja auch, meine geheimsten Gedanken von Ihnen erathen zu lassen — ein Malerzage sieht ja gar!“ — „Ach, den Frauen gegen über sind wir stets im Dunkeln!“ lachte Barnewell. „Aber ich will doch

versuchen, Sie zu „entbeden“. Also, ich denke mir, Sie sind entweder die Tochter eines hohen Offiziers oder Staatsbeamten — Sie sind viel geistreich und haben auch viel und prägnant Gutes und Erntes gelesen — Sie interessieren sich für die schönen Künste und üben wahrcheinlich sogar selbst eine aus — Sie haben die Gesellschaft fast bis zum Ueberdruß genossen und sehnen sich — vielleicht ganz unbewußt — nach einem anderen Milieu oder nach einem anderen, Ihnen harmonischer gestimmten Seele — und Sie sind —“

„Frau oder Mädchen?“

„Ihre Sicherheit und die Freiheit ihres Denkens fragen: Frau! Ihre Augen sagen: Mädchen! — Ich weiß nicht, was ich mehr wünschen soll!“

„Wünschen? Sie sollen ratzen, Herr Barnewell!“

„Nun denn: Frau!“

„Sie haben nun doch verloren!“ sagte Eugenie, verwirrt durch die plötzlich freudig aufleuchtenden Blicke des Malers, und machte sich an ihrem Kitzel zu schaffen, um das Tisch-fürstchen daraus hervorzuholen. Denn reichte sie es mit schnell wieder gemannener Fassungs-Barnewell hin und sagte gravitätisch: „Hier ist meine Karte, mein Herr! Zur Beglaubigung, daß Sie verloren haben!“ — Und da in demselben Augenblicke die Tafel aufgehoben wurde, nahm Eugenie im Aufstehen Barnewell's Tischkarte, um sie sich zum Ankeren an die amüsansten Stunden aufzubehalten! Ein leichter Händedruck noch und Eugenie eilte zur Hausfrau und wurde da bald von anderen Bekannten umringt. Einmal trat Barnewell an sie heran, aber in dem Bestreben, nicht zu liebenswürdig zu werden, hatten ihre Abschiedsworte an den Maler recht conventionell und kühl geklungen und er dachte sich dann bitter: „Ehrenvoll verabschiedet! Schade! Sie war wirklich reizend, diese Freiein von Aufseher, und ich hätte beinahe den Kopf verloren! Jetzt heißt es nur noch, ihre Adresse zu erfahren und ihr in einigen Tagen das verlorene Bißchen — irgend eine Zeichnung — zu senden. Vielleicht hätte sie es ja auch nur darauf abgesehen!“

Aber er wählte doch einen seiner schönsten Studientypen aus, um ihn Eugenie zu senden, und freute sich mehr, als er sich selbst eingestehen mußte, über ihren Dankbrief, der verständnisvoll und eingehend die Schönheiten seines Gesichts würdigte, und der zugleich eine Einladung zu einem Abendessen „en Famille“ enthielt.

Zufällig bildeten dabei nur wenige Leute die Tafelrunde: Eugenie's Vater, ein geistvoller alter Diplomat, seine Schwester, welche die Stelle der frühverstorbenen Hausfrau einnahm, ein paar Freunde des alten Herrn, Barnewell und Eugenie — wie neulich ein fröhliches und interessantes Nachbarpaar, dem die Stunden des Beisammenseins nur allzu schnell entschlüpfen. Beide gestanden sich das später ein, inmetlich über sich selbst verwundert, und Beide suchten fortan eifrig jede Gelegenheit, sich zu treffen und wenn man das ernstlich will, so gelingt es leicht. Barnewell war eben „in Mode gekommen“ und somit für die Gesellschaft entdeckt; man sprach von ihm, man lud ihn ein und er nahm gerne an, wenn er Eugenie zu treffen hoffte. Eugenie aber freute sich jedes Wiedersehens so intensiv, daß sie Mißgüte hatte, diese Freude hinter der gelassenen Artigkeit der Salondame zu verbergen.

Aber ein Letztes, ein Entscheidendes fehlte doch noch, ihnen die Worte der Liebe, die sie im Herzen und ganz heimlich für einander hatten, auch auf die Lippen treten zu lassen. Denn man ist nicht umsonst ein Kind seiner Zeit und der modernen Leberbildung; man forscht, man grübelt und überlegt, man ist mißtrauisch gegen sich und Andere und man glaubt sich verpflichtet, den „gereiften Verstand“ zu Rath zu ziehen, wenn doch das frische Empfinden des „dummen Herzens“ schon lange gewöhnt hat!

Barnewell wie Eugenie litten unter diesem Grübeln. Jedes hätte den Anderen bitten mögen: laß mich frei in Deiner Seele lesen — bin ich Dir so viel, wie Du mir? Ist nicht noch ein Ausweggedrohen. Ungeahntes da, das uns auseinander hält!

Aber Beide schwiegen und forschten weiter nach diesem äußeren Unbekannten, das vielleicht gar nicht da war!

Da begegnete einmal Eugenie auf einem einsamen Spaziergange ganz unermuthet Barnewell, der eine sehr häßliche und sehr unelegante Frau am Arme führte. Sie ging so langsam, daß der Maler und Eugenie Zeit hatten, sich über das ungeahnte Begegnen halbwegs zu fassen. Beiden klopfte das Herz heftig und sie wußten: jetzt ist die Entscheidung da! Barnewell dachte bitter: „wird sich die schöne, verwöhnte und elegante Freiein von Aufseher nicht am Ende hochmüthig gegen die arme, alte Frau an meiner Seite benehmen?“ Und Eugenie fühlte mit Wehen, daß sie Barnewell verachten müßte, wenn er jetzt schweigend vorübergehen und damit seinen Würde, daß er sich seiner Begegnung schämte. Beide aber wünschten heiß: wird sich das geliebte andere Wesen jetzt so zeigen, wie es meine Lebensauffassung für das einzig Richtige hält und wie es meinem Herzen wohlthat?

Achlos wollte die alte Frau vorübergehen, aber Eugenie hemmte den Schritt und auch Barnewell blieb stehen. Nicht lächelnd und fröhlich wie sonst begrüßte sie sich, sondern erst und den Blick forschend in des Anderen

Blick tauchend. Einen Moment lang nur, dann sagte der Maler so feierlich, als nenne er die Königin: „Wißt nicht erlauben, gute Mutter, daß ich Dir Fräulein von Aufseher vorstelle, von der ich Dir schon erzählt habe?“

Und Eugenie dachte: Seine Mutter! Die gute einfache Frau, die geduldi und geachtet hatte, um dem Sohne das Studium zu ermöglichen, der der jetzt seine Fürsorge galt, so gut als es ihre schlichten Lebensbedingungen verlannten. Seine Mutter! — Dann beugte sich Eugenie hin-ab auf die runzelige Hand der Matrone und küßte sie ehrfurchtsvoll und so gerührt, daß ihr die Thränen nahe waren.

Dann war die Spannung gewichen, der böse Mann gebrochen! Fröhlich schritten alle Drei durch den Park und die alte Frau plauderte lebhaft über allerlei Nabelthemen — über den Frühling, über ihres Sohnes Erfolge, auf die sie nicht wenig stolz war! Die jungen Leute aber sahen sich nur immer wieder freudestrahelnd in die Augen. Sie küßten Beide tiefbegeistert, daß nun nichts mehr sie trennen konnte, daß sich ihre Herzen ganz verstanden!

Und als Barnewell leise beim Abschied sagte: „Eugenie, darf ich heute noch kommen und mit dem Vater sprechen?“ da reichte sie ihm die Hand und sagte einfach: „Komm, Du wirst mit Freunden begrüßt werden!“

Der Bürgerrechtskump bei Anwid.

Nach dem Tode der Königin Elisabeth wurde König Jakob von Schottland, der Sohn der unglücklichen Maria Stuart, ihr Nachfolger auf dem englischen Throne. Im April 1603 verließ er mit seinem Gefolge Edinburgh, um nach London zu reisen. Er überschrift die Grenze und gelangte bis Anwid, wo er übernachtete wollte. Diese Ortschaft war damals nur ein irtzflecken. Vor dem Thore befand sich eine schmutzige Wasserlöcher, ein großer Schumpf, den man auf einem Knüppeldamm passieren mußte, um in die Ortschaft zu kommen. Es regnete und stürmte und war sehr dunkel am Abend des St. Martinstages (25. April), als Jakob ankam. Wie er über den Knüppeldamm ritt, geriet er vor demselben ab und mit seinem Pferde in den Schumpf, nicht gerade in große Gefahr, denn man half ihm natürlich soogleich heraus, aber er wurde noch über und über schmutzig, und was noch unangenehmer, er zog sich dabei einen argen Schuppen zu.

Am folgenden Tage machte ihm die Dürigkeit von Anwid die untertänigste Aufwartung und erbat sich von ihm die Gnade, er möge doch ihrem Fieden das Stadtrecht verleihen. „Das will ich gerne,“ sagte huldvoll der neue Monarch und fügte hinzu: „Es wird gewiß auch so am besten sein, den Fieden in eine Stadt zu verwandeln, denn Euer Fieden ist wahrlich der schmutzige Fieden, den ich je in meinem Leben gesehen habe!“

In der That wurde einige Monate darauf dem Fieden Anwid das Stadtrecht verliehen. Die beglückte Umstände darüber enthielt aber eine ganz sonderbare Klausel. König Jakob, der ja ein so selbstam gearteter Potental war, daß Sully, welcher als französischer Gesandter längere Zeit an seinem Hofe weilte, ihn den „weisen Narren in der Christenheit“ nannte, knüpfte an die Verleihung des Anwid'ser Bürgerrechts für die Folgezeit folgende Bedingung: Alle diejenigen, welche fortan dort das Bürgerrecht erwerben wollten, seien es Einheimische oder Zuzüger, sollten gemeinsam im April und zwar stets am St. Martinstage, in feierlicher Proffession den Schumpf bei der Stadt durchwaten, angethan mit ihren Festtagsgewändern.

Man verfolgte in der That diese Verfügung aufs gewissenhafteste über zweihundert Jahre lang regelmäßig im April am St. Martinstage und mit der Zeit wurde sogar eine Art Volksfest daraus, wobei die guten Anwid'er sich bestens amüßten. Endlich aber — es ist das noch gar nicht so lange her — kamen manche Bürger zu der vernünftigen Einsicht, daß es nachgerade doch an der Zeit sei, den alternen Brauch abzuschaffen; der Magistrat kam nach reiflicher Erwägung zu derselben Meinung und sagte ihnen dahin zielenden Beschluß. Aber nun protestirten viele Einwohner dagegen; dargaus wollten sie die alte Sitte beibehalten. Beinahe wäre es darüber zu einem ernstlichen Schwall gekommen. Doch endlich fügte der gesunde Menschenverstand über die Unvernunft. Den Unzufriedenen wurde es klar gemacht, daß König Jakob jedenfalls damals nur wegen jenes Unfalls, der ihm den bösen Schuppen zugezogen, in seiner Art den Anwid'ern zum Woffen die wunderliche Bedingung auferlegt habe, daß durchaus kein tieferer Sinn, der die Beibehaltung empfehlenswerth erscheinen lassen könnte, darin stecke. Der alte Brauch wurde dann auch richtig aufgehoben. Die große schmutzige Wasserlöcher existirt aber heute noch und hat ihren Namen „der Bürgerrechtskump“ bis auf den heutigen Tag behalten.

— Borzöglich, Bäuerin: Wozu nimmst Du denn den Amittel mit, Nadel? — Bauer: „N han da brühen mit dem Korbeltwurz eine Beipre-dung.“